



Beilage zum General-Anzeiger für die gesamte Neumark.

Dialektdichter aus der brandenburgischen Heimat

Eine Studie zur märtischen Literaturgeschichte

Von Karl Demmel

Die Mark Brandenburg ist, sprachgeschichtlich betrachtet, eine Vielheit von Dialekten, wovon natürlich der sehr stark an das niederdeutsche Platt anklingende Berliner Dialekt, der sich als weites Sprachgebiet mit dem märkischen Land hinein erstreckt, einen großen Raum einnimmt. Der Berliner Dialekt hat bekanntlich seine vielen dichterischen Vertreter gehabt, wobei wir nur an Angelus Berliner Lotaspöffen, an Glasbrenners Rante-Lucken, an Hans Brenner und an Beckmann erinnern wollen, vorüber genügend geschrieben worden ist. Viele Schriftsteller sind aber mit ihren Veröffentlichungen so ziemlich ganz auf Berlin beschränkt geblieben, obwohl sie nicht einmal alle aus Berlin stammen, denn der Vossendichter Angelo z. B. war ein geborener Weiziger. Wir wollen von einigen aus der Mark Brandenburg gebürtigen Dichtern und Schriftstellern sprechen, die das Platt ihres märkischen Randestheils geschrieben haben, und die zum Teil sehr bekannt geworden sind. Einige davon sind sogar in die Literaturgeschichte eingegangen. Den Hauptanteil dieser vorwiegend rein niederdeutschen Dichter stellt die Prignitz, die, wie auch die Uckermark, reine Grenzländer für das niederdeutsche Sprachgebiet sind. Die meisten Dichter haben ihre Wälder in dem ihnen angeborenen Dialekt verfaßt, aber wir werden hierbei erfahren, daß einige sich erst einen Dialekt aneigneten; so dichtet ein ursprünglicher Berliner im neumärkischen Platt, zwei Märker wurden bekannte Schriftsteller des Hamburgrischen Platts, und wir wollen hierbei auch erwähnen, daß Bernhard Meincke aus Kremmen im Schweizer Dialekt viele religiöse Dichtungen verfaßt hat.

Ueber aus der Mark gebürtige niederdeutsche Dialektdichter ist so gut wie überhaupt noch nicht im Zusammenhang Mitteilung gemacht worden, so daß unsere Studie hier manchem Heimatfreund willkommen sein dürfte, denn das Material hierzu, die Namen alle, sind nur durch eine langwierige Sucharbeit zusammenzubekommen, und wir glauben, daß wir hierdurch das Gefühl für eine entprechende literarische Arbeit geschaffen haben. Eine weitere Ergänzung wird sich nun leichter durchführen lassen, wobei nur alten Dingen noch die rein lokale bedingte Dialektforschung beizufügen werden kann. Unsere märkischen, plattdeutschen Dichter wollen wir in der Reihenfolge der Geburtsjahre einordnen, wodurch ein stichwortartiges Sprachführer für sich lebendig wird. Ueber das 19. Jahrhundert gehen wir in dieser Stunde nicht hinaus, denn vor diesem Jahrhundert galt es beinahe als Barbarei, in der Mundart der Heimat zu schreiben, wo man in einigen Kreisen am liebsten noch die vollständige Hinfälle und verführerische Gesehensrichtung forsetzte hätte.

Und nun beginnt unser Dichterreigen, der uns zuerst mit einem plattdeutschen Dichter aus der Neumark bekannt macht, es ist „De alle Rümärker“

Rael Vöfler

(1821–1874) aus Berlin, der auch unter dem Decknamen „Dr. Tornow“ geschrieben hat, denn sein Vater amtierte in Tornow (bei Randberg (Boritz)) als Pfarrer. Vöfler wollte ursprünglich Jurist werden, war auch schon im Staatsdienst, wurde aber Schriftsteller, Journalist, Direktor einer Zuckerraffinerie in Amerika und zuletzt Privatgelehrter in Berlin. Im Rößling ist er gestorben. Vöfler hat neben seinen vielen Berliner Genossenschaftsromanen im Platt der ihm zur zweiten Heimat gewordenen Neumark folgende Bücher geschrieben: „Mit Dör“, „Von mienen Keenig Willem“, „De Teerschwäler“, „Mit an der Nischlad“, die fast alle „Döringschick“ sind; auch das plattdeutsche Lustspiel „Sein welt Rot“ und das „Album plattdeutscher Dichtungen“ kammt aus seiner Feder. So gut wie vergessen ist

Julius Bär

(1829–?) aus Rheinsberg, ein Förstersohn, der erst Förster und dann zu Schnebeck an der Elbe Bergwerksbeamter wurde. Von ihm wurde in medienburgisch-vorpommerscher Mundart die humoristische Gedichtsammlung „Mit Dör“ verfaßt, die heute niemand mehr kennt. Ein ganz schwaches Erinnern hat unsere Zeit auch nur noch an den plattdeutschen Dichter

Frich Schmidt

(1827–1888) aus Rohen bei Priesdorf, der Sohn eines Bauern, der auch wieder Bauer werden sollte, dem aber der Beruf eines Dolmeters mehr zulaute und in Wismar bei Rathenow und zuletzt in Rathenow lebte. Wir wissen weiter von Schmidt, daß er anno 1885 die plattdeutsche Erzählungssammlung „Dree Wiehnachten“ veröffentlichte. – Wir bekannter wurde der Name des Prignitz-Dichters

Germann Graebke

(1839–1908) aus Lenzen in der Prignitz, einem Lehrersohn entstammend. Germann Graebke erkrankte den Beruf des Vaters, amtierte als Lehrer in der Prignitz und in Berlin, wo er auch gestorben ist. In seinem geliebten Prignitzer Platt schrieb Gedichte, den wir den Verfasser des bekannten Prignitz-Büchleins kennen, „Plattbüschle Gedichte“, „Prignitzer Kamellen un Sonnenstrahlen“, „Den Verlobungsstund“, „Prignitzer Vogelstimmen“ u. a. m. Graebke bekannte einmal über sich, „Min leere Heimat legt mit in Berlin“, immer „In Dör ist hing an, n' vor Schürren und so da, was min Herz bewegen ded, platt-

deutsch doloofschrieben, so bin ich allmächtig mang de Schriftstellers kommen“. – Ob es folgt noch ein Prignitzer Dichter und Schriftsteller hinterher:

Paul Bernicke

(geb. 1849) aus Wittfö, der der Mitbegründer und zweite Vorsitzende des Allgemeinen Plattdeutschen Bundes und des Aufsichtsrats gewesen ist. Bernicke wollte ursprünglich deutsche Sprache und Literatur studieren, jedoch zwangen ihn besondere Verhältnisse, dem Studium zu entsagen, und so wurde er Lehrer an einer Berliner Gemeindefschule. Unablässig hat Bernicke für die plattdeutsche Sprache durch besondere Anstrengungen gewirkt und wurde dadurch auch mit Klaus Groß und Hinrich Peters zu anderen niederdeutschen Dichtern bekannt. Er ist als Vortragender und Verfasser plattdeutscher Dichtungen hervorgetreten, und auch er bekennt sich in vielen Worten zur plattdeutschen Sache: „Der alles, was wahr, got un schön is, kammt min Hart un“. – Einen besonderen Namen machte sich in der Niederdeutschen Literatur der Uckermärker

Julius Dör

(geb. 1850) aus Prenzlau, der den Roman „De Gdderflächter“ schrieb, der wie Reuters „Strömung“ ein gut Stück uckermärkischer, ländlicher Kulturgeschichte darstellt. Die Uckermärker werden in diesem Roman in ihrer einfachen kraftvollen Art lebendig. Das Buch erlebte schon mehrere Auflagen und gelangte auch in Heftes Volksbücherei. Aber wer weiß etwas von diesem Roman im großen Deutschland? Alle Bauern geht dieser Roman an, denn Dör schildert darin, wie Bauern aus dem wunderlichen Meinen angesehensicht wurde. Da Dör selbst Bauernkinder ist, versteht er die Idee dieses Standes; er selbst wurde aber Verwaltungsbeamter und lebte zuletzt als Direktor der hiesigen Sparkasse auf Freimulde in der Mark. Plattdeutsch hat Julius Dör dann noch „Gruppen von Gruppen“, eine humoristische Gedichtsammlung, geschrieben; aber auch auf seine hochbedeutsamen Arbeiten sei an dieser Stelle hingewiesen. – Genannt sei hierbei auch der Prignitzer

Otto Weiling

(geb. 1851) aus Grube in der Prignitz. Weiling hat sehr wertvolle Veröffentlichungen zur Geschichte der plattdeutschen Bewegung gemacht und ist ein verdienstvoller als plattdeutscher Dichter hervorgetreten. Eine Feder schrieb über Weiling: „Wo irgend etwas Großes, etwas Gutes und Schönes im lieben Vaterlande zu sehen ist, da findet Otto Weiling seinen Stoff; und dann bezieht er die Kraft, ihn zu gestalten und zu formen, er erinnert etwas an E. M. Arndt oder noch mehr an Fontanes Ari.“ Weiling lebte als

führte Verwallung genannt werden. Die Warthe fließt nämlich zwischen niedrigen Ufern und hatte durch jährliche Ueberschwemmungen eine unermessliche Landesstrecke, das sogenannte Warthebruch; in einen öden Sumpf verwandelt. Mit einem Aufwand von mehr als 6 Millionen Talern wurde nun ein

viele Meilen langer Damm aufgeführt und dieser Sumpf somit in das fruchtbare Bruchland umgewandelt, das eine Menge wohlhabender Kolonisten ernährt—die täglich zur Stadt strömen, um sie mit ihren Erzeugnissen zu versorgen und Angusartikeln für das gewonnene Geld einzukaufen.

blüht, um sich und der kommenden Generation die Zukunft zu sichern. Heilig ist dem deutschen Bauern auch heute noch der Acker; weil er sich nirgend mit der Arbeit seiner Athorbeten so eng verbunden fühlt und auch an seiner Stelle so ins Bewußtsein seiner Pflichten für die, die nach ihm kommen werden, geübt wird.

Um das Volk in den Grundtagen seiner Lebenskraft zu treffen, war aber die lebenswichtige Aufgabe des Bauernturns systematisch herabgemindert worden. Aus der Weise der Bauernarbeit wandelten blutige Schwere ein Leben in Lohn und Sport. Durch den Krieg und die Revolution, die die alten Gesetze natürlichen Hobens und Hassenkreises wieder eingelegt worden, Im Gesamtleben des Volkes ergäht jeder Stand den Platz, der ihm auf Grund seiner Arbeit und Leistung für das Volk gebührt. Nach langen Zerrungen ist sich das Volk der Bedeutung des deutschen Bauernturns für das Geben und Nehmen des Volkes bewußt. Wie nie zuvor gilt darum, was Marx von Schopenhauer in seinem Lieb vom „Bauernstand“ sagt, in dem es heißt:

Vom Bauernstand, von unten aus
soll sich das neue Leben
in Adelschloß und Bürgerhaus,
ein frischer Quell, erheben.

Karl Heinz Backhaus.

Vom Adel deutschen Bauerntums

Wohlan, mein Sohn, den Acker bau!
Gewißlich wird manch hohe Frau
Durch deines Ackers Frucht verkümmert,
Und mancher König sieht gekrönt
Sich dank des Bauern Fleiß und Schweiß.
Niemand erlangte Ruhm und Preis,
Ja Rang und Stand, wär' nicht das Fleiß
Des Bauern immer neu bestellt.

Nur selten hat eines Sängers Mund
schöner und treffender Worte über die
grundlegende Bedeutung des Bauernums
und seiner Arbeit für Volk und Staat ge-
funden. Werther der Gärtner singt es in
seinem gewaltigen Bauernepos „Meier Heim-
brecht“, das Schicksal eines freien Bauern-
zweig, der über größtes eigenes Leid hin-
weg Wahrer und Schürmer der Ehre des
Bauernums wird. Emporgereizten von der
Gnade seines stolzen Verlies, läßt de Bauer
Heimbrecht den eigenen Sohn von sich, den
die Ehre des Bauernums und die Weiße
der Bauernarbeit schändete.

Die geistigste Entwicklung des deutschen Bauerntums ist ein Gehehen voll von düsterer Tragik und Schwere. Volk und Staat waren lebensunfähig ohne das Bauerntum. Nie aber entsproh die Bedeutung seine politische und gesellschaftliche Stellung. Wo der Bauer in grimmiger erwachter Empfindung verhasht wurde, die seine Stellung zu erschöpfen, wurde er, weil die ganze Lebenskraft der Menschheit sich in ihm konzentriert, immer tiefer aufgeworfen. Bis erst die große Bauernrevolution des Jahres 1933 den taufenbürglichen bäuerlichen Lebensweg zu sieghaftem und vornehmendem Wilschlag brachte.

Wohl sprach man früher von „weisen Königen, von edlen Herren, von frommen Pfarrern, von tapferen Soldaten und fleißigen Handwerkern“; für den Bauern aber gab es nur eine Bezeichnung und Bestimmung — der Bauer konnte doch nur „dumm“ und „einfältig“ sein. Er ist der ewige Dödel, Spottfingerring aller anderen, die beliebteste Figur aller mehr oder weniger geistlosen „Blätter“.

So riß eine Kluft auf zwischen Stadt und Land, die scheinbar unüberbrückbar schien. Mit gefährlichem Mißtrauen wandte sich der ehrliebende Bauer gegen die anderen Volksgenossen, und wer zu schwach war, den seelischen Druck dieses ewigen Gegenfazes zu tragen, ließ ab von seiner bürgerlichen Eigenart und versuchte, sich dem Leben der Volksgenossen in anderen Berufen anzupassen.

Aus dem Bauernthum aber entstanden immer wieder Männer, die mit eifernem Willen darangingen, dem Bauernthum den Platz im Leben des Volkes zu sichern, der ihm gebührte.

Erst als der nationalsozialistischen Bewegung gelang, die Gedanken von der sozialen Verbundenheit aller Menschen deutschen Blutes ins Volk zu tragen, führte der Einsatz der dauerhaften Kämpfer zum Erfolg. In einmütiger Gesinnungseinigkeit bekämpften sie die Feinde der deutschen Nation, die Schandtat der Juden und die Verhöhnung von Blut und Boden, die alle jene kräfte wieder zur Grundlage unseres Lebens gemacht hat, aus denen lediglich das Leben selbst kommt. Allen wurde wieder offenbart, daß die Heiligkeit deutscher Erde und Gestaltung gelte, denn die Erde habe die deutsche Erde zum Bilde des Volkes verwandelt zu dürfen. Mit Stolz können wir

wieder von neuerfindenen Ideln deutschen Bauernturns sprechen, denn wenn alle ver-
steht und verbißt, also wird ewig sein —
die Bauernarbeit! Menschen kommen und
gehen, der Alter aber ist immer und ewig
ist Irgeiten der Menschheit an und wird
auch ewig in Zukunft sein. Sie alle ande-
ren, was war, die Bauernarbeit; aus ihm
erwuchs der Mensch und der Mensch
wird die geistliche Entwidlung unfers
Volksturns verfolgen können, arbeite der
germanische Bauer auf seinem Ader. Wäh-
rend langer Geschlechterfolgen zwanzen harte
Bauernfäden den Aßig immer wieder, das
Feld zu brechen, Furchen um Furchen zu ziehen,
um aus der trägen Erde das Kostbarste zu
erhalten, der Brot. Geht der Mensch
manche der älteren uns Geschlechtes, uner-
müßlich hat eine Ihnentheie nach de: ande-
ren mit ihren Schweißtropfen die Erde ge-
wunden.

Die „Here“ von

Nach einer alten Chronik

[illegible]

„Im Jahr des Herrn 1668, dem zwanzigsten nach dem Ausgang des großen Krieges, starb geehrt, geliebt und betrauert die Wittib Christine von Neuschen, Edle Frau zu Wallenburg, ihres Lebens im sechzigsten Jahre. Gott genade ihrer Seele. Amen.

Frau Christine hat ein seltsam Schicksal und Führung gehabt, darum ich aufzeichnen will, was davon bekannt, auf daß alle, die dies lesen, in sich gehen und den Allmächtigen preisen.

Man sagt, sie sei ein hochmüthig Jung-
fräulein gewesen in ihrer Jugend. Bürger-
lichen Standes war sie, eines ehrbaren Kauf-
manns Tochter, und wollte adlig sein, darum
sie wachsen wollte an Name und Rang,
höher denn Schwestern und Freunde. Kam
auch der Junker von Reußen, der freie be-
reiche Erbin, und war des Glücs und Hoch-
müths kein Ende, bis Gott, er sei hochgelobt,
ihre Seele zu retten und zu erheben, das
zeitliche Glüd der jungfräulichen Edelfrau ver-
barh.

War ein Gerücht im Schwang, daß der
von Reußen, der im Lande Italia wie zu
Prag und Paris auf hohen Schulen stu-
diert, mit dem Bösen umginge und Gold

nadte in Hülle und Fülle. Wollten auch
 Leute einen roten Dampf nachts auf seinem
 Schloß gesehen haben, daraus ein Lachen,
 Stöhnen und Klagen ertönen. Doch wie dem
 sei: als Unglück über das Dorf kam, schwebte
 es im Lichte der weißen Menschen und Vieh,
 wie man heimlich auf den Herrn und raunte,
 er sei schuldig an solcherlei Uebel und Heim-
 suchung. Da nun fremde Soldateska und
 Kriegsboie in's Land zog, ritten auch Bau-
 ern und Knechte, die Gerichte der Welt
 holen. Ward also der Schloßherr erschlagen,
 und wie man nichts fand denn seltsame
 Gläser und Mirturen, die Wallenburg, dar-
 auf er saß, verbrannt und in Asche gelegt.
 So schrien und vertrieben, also daß niemand ge-
 wußt, ob sie noch bei Leib und Leben oder
 nicht.

So war Herrlichkeit und Freude auf
der Liebermat' gegen die armen Leute aus-
gesandt geworden und nichts gelieben als
dieser Keimling, der Krumm- und Völkerns
Knecht, der sich grüßte als den Knecht
Menns, ward armer denn eines selbigen
Mannes Weib. Sie hauste im Dörfli, so einst
ihr Gemahl eine Jagdhütte erricht, davon
niemand wußte, pflügte Hunger und Frost,
die Nacht und den Tag, und die armen Leute
daß sie verzogt ein verzogelte, ihre Seele
verloste und angestrichelt ausbrennte innen,
so anstank das lebendige Dörfli schlägt. Dar
sie als Hege verbrüht, so wolste sie eine Fein-
und überantworrete sich und ihr Dörfli, die
Leute, die sie liebte, die sie liebte, die sie liebte,
angenah haben durch Furch und Bauerei dem
Dorf und allen Innwohnern, also daß schwere
Zeit, Teuerung und Belästigung ihrer Ballen-
burg mühte und ein furchbar Sterben die
Wesenden rüttelte, dar war kein so großer
Schmerz, als die armen Leute, die sie liebte,
die sie liebte, die sie liebte, die sie liebte!

Kam einmal ein Kriegsmann, jung und
frech, mit einer Schar wider das Dorf, ward
er abgeprengt von seiner Mannsfahrt,
und den Bauern überliefert, daß er für
den Tod und die Freiheit zur Nacht entwich,
sein Wund beugen zu retten. Der schlüpfte in
das Dickicht und ward fiesch und zum Sterben
gefunden von Frau Chrißine von Neufchen.
Soll die Frau, so erzählt man, sich wie ein
böß' Herz wider den Kranken erheben haben
und schlug ihm ins Gesicht, ein Weib einem
Manne, ihre Lust ersäuflegend an Haß und Ge-

maltrat aus Mache um das, was ihr selbst gegeben. Und war er doch unglücklich an all ihrem Grame. Da tat der Kriegermann ein Klagen auf und sprach: „Mir geschieht zu Weh, daß ein Weib mich erschlägt; bin nicht kein säuerlich umgegangen mit den Frauen, als ein wilder Besselt, und trakt mich nun Gott nach Gerechtigkeit. Dergehe er mit uns den letzten Stündlein, wie ich die verzeihe, du Morbfrau.“ Und hat gebetet für die Dexe Christi von Neusch und für seine und ihrer Seele Seligkeit.

Da ist die Frau Christine niedergelutet und hat gemeint, Tage und Nächte, und ist weh geworden an Aaren. Das hat sie umtut gewißlich getan. Sie ist nicht und ihm hingeklimmt vor des Gerechtigen Bildnis, das außer des Waldes an der Straße stand. Da soll die Buße getan in Reue und hat Gott, sie fortzunehmen oder ein anderer Mensch werden zu lassen, zur Sühne ihres Sodoms und lägen Joms.

Nun hat sie Gutes, pflegte verlassene Kranke und brachte verlorne Kinderlein heim, ward aber fortgesetzt von Bauern und Dienstleuten mit Schlägen und Steinwürfen, so sie sich bilden ließ, als eine Hege, die des Todes schuldig.

Doch nahm sie dies ohne Grollen auf, zur Sühne und Reinklung, um unfers Herrn und Selandes willen.

Wie eine schlimme Zeit über Wallenburg kam, da der schwarze Tod die Niernar und aus jedem Haus der Rauch der Vermelung wollte, fielen also die Gekunden und mochte nemand helfen und retten. War es die Frau Christine allein, die zu Haus und Kiste ging, kühlte, säuberte und wusch, Speis und Trank bereitete, die Kranken und der Gekunden Stille war, also daß man sie den Engel von Wallenburg nannte. Doch wies sie das von sich und sprach: „Ich bin eine arme Sündlerin, der Gott verzeihe!“

Da die Pestilenz vorüber, kehrten die Kisthagen heim und wurden der Frau gewahr, nahmen Dreifüßel, Steine und allerlei Gerät, sie zu lösen, und fielen über sie her. Sie aber, die Frau Christine, rief: „Mir geschieht zu Weh, daß ich verzeihe euch, liebe Gesellen.“ Dieweil jetzt das Blut aus ihrem Haupte floß und sie dastand, einer Heiligen gleich, war es, als breite sich ein Schein um ihr Angesicht, und wußte niemand, ob es ihr seliges Glorien oder ein Gottesgeiß war. Da aber taten sich, die gesund geworden waren, hinzu und geboten Einhalt dem Drängen, so daß sie abließen und verwundert schauten. „Ich bin nicht böse, ihr guten Gesellen“, rief Frau Christine ihnen, „ich bin nicht böse, was ihr tattet“, und sank zusammen.

Da gingen die wüsten Menschen in sich und saßen, sie hatten den Engel von Wallenburg geschlagen, beteten um ihr Leben und trugen sie davon, ihrer zu pflegen. Und Hebe, die Frau öffnete die Augen und sprach: „Wie ist es euch, wie ist es euch, wie ist es euch, waschen alle in Gottes Wader hinein und in Jesu Liebe. Habt Dank, guten Freunde.“

Und wie einer, der sie blutig geküßt, ihr die Hand küßte und rief: „Gute Frau, erucht Haupt glänzt, da hat Gott gesprochen“, antwortete sie: „Wir müssen neu werden, ihr und ich, Brüder und Schwestern, eine neue Gemeinde. Wir müssen uns in dermaßen gewesen, schamlos und voll Ueberhebung, da nahm mich Gott in Zucht und Zehre. Nun wollen wir die harte Zeit überdauern.“ Und sie haben an das Lieb, das Doktor Martin Luther einst gesungen. „Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen.“

Es sind noch schlimme Jahre gegangen über das Deutschland, da schwelgte und aller Herren Völker hin zogen und her, brannten mordeten und schändeten. Doch haben die von Wallenburg zusammengekommen in Not und Fährnis, Gerecht, Bauern, Knechte, als eine treue Schar, die ihres Herrn geistlich ist. Kam endlich der

Griebe, da die Wunden heilten, Käufer und Schatz neu erobert wurden und Frau Christine ein Kirchein schuf, daran das Wort aus der zeitigen Offenbarung geschrieben war: „Siehe, ich mache alles neu.“

Und ist die Edle Frau von Neusch Schwestern gewesen ihren Brüdern, hat an ihr Gut den Armen verteilt, wuchs in die

Sagenumwobene Gloden der Mart

Wer am Johannisnacht mittags zwischen 12 und 1 Uhr am sagenumwobenen Bummel beim fiedlen Besseln in der Brignig vorübergeht, hört aus der Tiefe des Wassers dumpf die Glode läuten: Bum — See, Bum — See. Die Glode ist hier vor alterstergigen Zeiten die Kirchenglocke verlornt, und alle Jahre wieder zu dieser Stunde klingt nun ihr Kirgelied in den hellen Sommertag hinein.

Die Menschen, den Gloden in unigier Freundschaft verbunden, haben von jeder Verlast, ihren Klang zu verstehen und zu deuten, haben das Leben der Glode in engler Beziehung zu ihrem eigenen gebracht, haben der geweihten Glode einen Nimbus andern Gekunden verliehen und sie mit einem reichen Klang aller Vorfahren umgeben.

Wie im großen Reich der Sagenwelt den ergebundenen Tieren eine besondere Rolle bei der Geburt lösbarer Schätze aus dem Boden zufällt, so darf auch gerühmt das Vortreffliche sich rühmen, in Verbindung mit der Geburt lösbarer Schätze aus dem Boden zu fallen. In Verbindung mit dem Gloden, die, einst in Sumpf und Sand verlornt, von einem Schwein wieder aus Tageslicht gewißt wurden, erzählen noch heute klar und deutlich die Gesichte ihres eigenartigen Schicksals. So ruft die Glode zu den Gekunden in der Mart: „Ich bin ein Sand, Sau land fe innen Sand“, die von Nidderdorf: „Sau, wühl! Sau, wühl!“, während in die Tischen das Hobelet des Vortrefflichen mit den Worten findet: „Sau Glode ausgegraben, Sau Glode ausgegraben!“

Uebriens soll das glückliche Schwein, dem in Tischen die Ausgrabung der Glode gelang, eines Erbarmens nicht nur mit leiblichen Genüssen überreichlich versorgt, sondern sogar unter dem Klang der von ihm gefundenen Glode zu Grabe getragen worden sein.

Gerabe auf dem Rande hat sich der Glaube, daß der Klang der geweihten Kirchenglocken der Entwidlung von Saat und Boden günstig sei, zum Besten bis auf den heutigen Tag erhalten. Nützlich ist Unabsehbar. So gräbt sich im Frühling der erste Pflug durch die Ackerhülle, wenn die Gloden läuten: so wird die erste Saat dem Boden anvertraut, wenn der Klang hell und machend erklingt. So ziehen bei Wogen im Brandenburgerischen am Osterfestnacht Kinder und junge Mädchen licherigend durch die jungen selber, während die Burken die Kirchenglocken läuten.

In früherer Zeit spielte das „Weiern“ in der Mart eine große Rolle, da man annahm, daß gerade diese Art des Weierns alle schädlichen Einflüsse von Feld und Flur fernhalte. Die Bauern in Rintow bei Brenzland stehen es sich nicht nehmen, den Ästern, wenn er zwischen Östern und Pfingsten statt des üblichen Glodenklanges das Weiern ertönen hört, reichlich zu entsöhnen. Der Großbauer bante ihm mit einem Pfund Butter, der Kleinbauer mit 25 Pfennigen.

Daß Glodenklang den Menschen von der Wiege bis zur Bahre begleitet, ist wohl überall, namentlich auf dem Lande, Eitel. In Burg im Spreewald aber geht dem eigentlichen Sterbeläuten das „Seelenauslauten“ voraus. Sobald der Klang dieser Glode ertönt, ist die Seele frey in Gange fien, damit die Seele unbegleitet zum Himmel emporsteigen kann.

glückliche Gnade und Gehilf, so sie küßelte, den seligen Seelen und das weisse Haut, daran die stranten genafen und die Irrenden rechten Faden fanden. Bis nun anno 1668 der Herr des Lebens und Todes sie zu sich rief in sein ewiges Reich, wie aus uns allen dormalst gegeben mag! Amen, Amen.

Arm und Reich gilt der Gesang der Gloden. Das wissen die Gloden selbst am besten. Denn so oft sie gewungen wurden, nur dem einen oder anderen zu läuten, verweigerten sie hartnäckig ihren Dienst. Als die Rägelerin einst zwischen ihrem Dorf und dem benachbarten Roffow eine Glode fanden und in die heimatische Kirche schaffen wollten in der Wöskig, sie dort nur für die Reichen zu läuten, kühlte sich die Glode seinen Schritt. Weber Menschenhände, noch Pferde oder Wagen vermochten sie fortzubringen. Als aber eine arme Frau aus Roffow mit einem Karren an die Stelle kam und die Glode auf forderte, mit ihrem Klang Arme und Reiche zu erfreuen, ließ sie sich ohne Mühe auf den armeneligen Wagen heben und nach Roffow bringen, wo sie noch heute heuten soll.

Auch mit dem Verborgenen oder Verkauf werden erklären sich die Gloden durchaus nicht einverstanden. Wo es dennoch vorgekommen ist, haben sie aus Trotz hartnäckig ihren ehernen Mund geschlossen und niemals mehr einen Ton von sich gegeben.

Wer sich nur dem Klang der Gloden, aus ihrem metallnen Weib, dem Glodenwasser, dem Glodenklang und gar der Glodenfärberei weit hellende Kraft zugescriben. So war noch vor Jahren in der Gegend um Cottbus der Glaube verbreitet, daß die Woge eines Glodens verbrannten Glodensteins, im Ohr vertrieben, die Schmerzen sofort stille. Der Ueber glaube an die Zauberkraft des Glodenstranges ist zeitweise so weit gegangen, daß in einem kleinen Dorf, um die Verwundung des Seiles zu überglücken, ein Glodenstrang durch einen Kette durch eine eiserne Kette ersetzt werden mußte.

Wenn auch manche der alten Glodensagen im Laufe der Jahrhunderte verschwunden sind, noch sind sie hier und da mit unverminderter Kraft im Volke lebendig: der beste Beweis, wie eng das Leben der Menschen und ihrer Gloden miteinander verbunden ist.

Ausgrabungen in der Kurmark

Wie oft gingen Notizen durch die Presse, daß der Arbeitsdienst bei der Durchführung von Erdbauarbeiten fleißig germanischer Kultur gefunden hat. Der Arbeitsdienst hat neben den Notizen eine wertvolle Arbeit geleistet. Kulturalter unserer Vorfahrenutage gebräut, die Zeugen find von jener hochstehenden Kultur frühgermanischer Zeit.

Um die für die Geschichte unseres Volkes so wertvolle Bodenforschung zu fördern, hat der Arbeitsdienst 8 mit dem Staatsbauamt vereinbart, alle Grabungsmöglichkeiten im Bereich des Gaus 8 festzustellen und ihre Zin aufnahme zu erwanden.

Wogen diese planmäßigen Grabungsarbeiten des Arbeitsdienstes neue Fundstellen erschließen, damit das im Boden der Dirmat verborgene Kulturgut aus wertvolle Schätze für die frühgermanische Geschichte auf optimalen Boden geben wird.

Inhalt:

- „Dialektblätter aus der brandenburgischen Heimat“ von Karl Demmel, „Erinnerungen an Dr. Joh. Emil Rübnerberg.“ — von Wolf Dietrich Baumann, „Von Karl Feing Baumann, „Die Begräbnisstätten der Gloden der Mart.“ — Ausgrabungen in der Kurmark.

Redaktion alles Artikel verbunden.